

FeG Iserlohn - Das Geschenk der Stadt lebt von unserer Verantwortung

Kennen Sie das liebste Bibelwort eines Bürgermeisters?

Richtig! Jeremia 29, Vers 7 (LU17): *Suchet der Stadt Bestes.*

So konnte man es auch im Nachrichtenmagazin der Deutschen Evangelischen Allianz, IDEA, finden. Unter dem Titel „Mit Gott regiert es sich leichter“ gaben sechs Bürgermeister aus Deutschland und einer aus der Schweiz Antwort auf die Frage, wie sie ihr politisches Amt mit ihrem christlichen Glauben verbinden.

16 Jahre existierte auch eine „Initiative christlicher Bürgermeister und Landräte“. Gegründet wurde die Gruppe bekennender Christen 2003 von Günter Thonfeld, der zu dem Zeitpunkt Bürgermeister in Quickborn war, dem damaligen Stadtbaumeister von Westerland (Sylt), Wolfgang Knuth, sowie ihren Ehefrauen. Ziel der Gründung sei gewesen, „dass sich hauptamtliche Bürgermeister, die ihr verantwortungsvolles Amt bewusst auf dem Fundament des christlichen Glaubens ausüben, gegenseitig fördern und ermutigen“. Etwa 20 Lokalpolitiker aus dem gesamten Bundesgebiet hätten sich beteiligt und zu jährlichen Treffen reihum in ihre Städte eingeladen.

„Die Arbeit wurde beendet, weil die meisten Mitglieder sich bereits im Ruhestand befinden und sich keine Initiativgruppe aktiver Bürgermeister fand, die sich über ihre aufreibende Tätigkeit hinaus in der Lage sahen, die Initiative organisatorisch zu leiten“, so Thonfeld.

Letzter Zugriff 10.08.2022: [Die „Initiative christlicher Bürgermeister“ löst sich auf : idea.de](#) IDEA vom 16.04.2019

„Günter Thonfeld konnte sich das Amt des Bürgermeisters nicht mehr ohne den christlichen Glauben vorstellen. „Mein Glaube an Jesus ist auch ein Schutz. Die meisten meiner Gesprächspartner wissen, dass sie mit Lügen oder Bestechung nicht bei mir landen können.“

Im Büro des Bürgermeisters von Waldbröl hing eingerahmt ein Spruch, den Christoph Waffenschmidt – Bürgermeister von 1999 bis 2008 - von seinem Vorgänger übernommen hatte. Es ist der Vers aus Jeremia 29, Vers 7: „Suchet der Stadt Bestes ... und betet für sie zum Herrn.“ Und so war jeden Morgen, wenn Waffenschmidt sich an seinen Schreibtisch setzte, das Gebet seine erste Amtshandlung.“

© IDEA Nr. 29 vom 16.07.2003, Seite 16 bis 17

Suchet der Stadt Bestes war auch der liebste Bibelvers von Otto Düsberg, dem damaligen Bürgermeister der Stadt Bad Laasphe.

Beim ersten Jahr der Bibel 1992, sprach er zur Eröffnung einer Evangelisation unserer Gemeinde ein Grußwort. Das war nun nichts besonders und auch nicht weiter aufregend. Schließlich gehörte er auch zum Presbyterium der Evangelischen Kirche, mit der wir als Gemeinde freundschaftlich zusammenarbeiteten. Aber mitten in seinem Grußwort – fünf Tage vor seinem Abschied aus seinem Amt als Bürgermeister – bedankte er sich mit Tränen in den Augen für die betende

Unterstützung unserer Gemeinde, die ihm bewusst und wichtig und kraftgebend für seine Amtszeit war. Das hat mich tief berührt und nachhaltig geprägt in meinem Umgang mit politischen Mandatsträgern.

Eine andere Begegnung mit diesem Bürgermeister war während eines normalen Gemeindegottesdienstes an einem ganz normalen Sonntag. Er besuchte – ohne Vorankündigung und ohne Einladung – unsere Gemeinde, einfach so. Das fiel natürlich auf. Dabei wollte er aber gar nicht auffallen, sondern einfach als Christenmensch mit anderen einfachen Christenmenschen zusammen einen Gottesdienst besuchen. Dass sich einzelne Gemeindeglieder übertrieben, intensiv um ihn bemühten, behagte ihm überhaupt nicht. Leider war dies der einzige Gottesdienst, den er einfach nur so – ohne besondere Einladung – besuchte.

Beides ist leider immer wieder bei uns Christen zu finden: Einerseits eine Politikverdrossenheit, die mit Ignoranz und Kritiksucht Hand in Hand geht. Andererseits ein distanzloses Verhalten, dass öffentliche Mandatsträger vereinnahmt und aus ihnen oftmals lediglich Grußworthalter bei Einführungen oder Einweihungen in Gemeinden macht.

Dabei hat Paulus uns Christen ins Stammbuch geschrieben, 1. Timotheus 2, Vers 2 (HfA): *Betet besonders für alle, die in Regierung und Staat Verantwortung tragen, damit wir in Ruhe und Frieden leben können, ehrfürchtig vor Gott und aufrichtig unseren Mitmenschen gegenüber.*

Und damit sind wir - nach dem Geschenk der Freiheit, des Evangeliums und der Gemeinde - beim vierten Geschenk, das uns als Freie evangelische Gemeinde Iserlohn gemacht wurde, dem Geschenk der Stadt Iserlohn.

So wie wir uns für Geschenke, die uns aus den unterschiedlichsten Gründen gemacht werden, normalerweise freudig, überrascht und staunend bedanken, so sollten wir es auch mit dem Geschenk der Stadt Iserlohn und ihrer Repräsentanten und Verantwortlichen halten. Sicherlich könnte vieles in der Waldstadt Iserlohn mit seinen knapp 92.000 Einwohnern besser laufen – wo nicht – aber bevor wir uns als Christen vom Zeitgeist der Kritiksucht verführen lassen, sollten wir Gott und den Verantwortlichen einfach einmal Danke sagen für diese Stadt, in die Gott uns als Gemeinde seit 123 Jahren (Gründung: 23.07.1899) gestellt hat, und das Positive und Gute benennen und hervorheben.

Der spätere Bundespräsident Johannes Rau sprach am 7. Juni 1998 anlässlich des 125jährigen Bestehens des Katholischen Bistums der Alt-Katholiken in Deutschland über die Frage: „Was erwartet der Staat von den Kirchen“.

Er sagte: „Wenn ich mir das in meiner politischen Geschichte ansehe, stelle ich als erste Antwort fest: Immer weniger! Der Staat erwartet von den Kirchen immer weniger.“

Aus vielen Gründen: Erstens, weil die Kirchen sich in den letzten Jahrzehnten oft so umfangreich, so umfassend, zu so vielen Themen geäußert haben, dass man den Eindruck hat, das Wort hat

seinen Wert nicht mehr. ... Es gibt einen zweiten Grund. ... Die Stimme der Kirche ist eine von vielen. ...

Wenn ich das jetzt so kritisch gezeichnet habe, dann will ich zuerst die Antwort auf die Frage geben, was der Staat denn wohl wirklich dann noch erwartet.

1. Ich sage als erste Antwort: Er erwartet von den Kirchen, dass sie erkennbar bleiben als Kirchen. Und erkennbar als Kirchen bleibt man nicht an den Textilien, sondern durch die Texte, das heißt, durch die Botschaft. Durch die Botschaft, die die Kirchen weitersagen. Diese Botschaft ist beschrieben: „So sind wir nun Botschafter an Christi statt. Und Gott vermahnt euch durch uns: Lasst euch versöhnen mit Gott“ (2. Korinther 5, 20). Das heißt, die Erkennbarkeit der Kirchen liegt darin, ob sie Versöhnung predigen. Und zwar nicht eine Versöhnung, die Menschen miteinander begehen, sondern eine Versöhnung, die Geschenk Gottes ist, freie Gnade.

... Darum ist nach meinem Eindruck das Wichtigste an Erwartungen des Staates an die Kirchen, dass sie mit ihrer Botschaft verständlich, erkennbar bleiben, und nicht mit ihren Forderungen. Denn sehen Sie, man kann als Christ – wenn man über die Schöpfungsgeschichte nachdenkt, und über das, was Schöpfung heißt – dazu kommen, dass man anders lebt als man vorher gelebt hat. Darum sprechen wir im sogenannten konziliaren Prozess von „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“. Man kann und darf das nicht ausblenden. Wer das aber abkoppelt von der Botschaft, von der christlichen Botschaft, der kann auch zu Greenpeace gehen. Wer Gerechtigkeit abkoppelt von der christlichen Botschaft, der kann auch zu Amnesty International gehen. Das sind alles gute, wichtige, unverzichtbare Organisationen, meist aus der Bürgerschaft entstandene Initiativen. Aber eine Kirche, die nur sagt, was Greenpeace oder Amnesty International sagt, wird als Kirche nicht mehr erkennbar bleiben. ...

Erkennbar bei der Botschaft bleiben, als Kirche erkennbar bleiben, das scheint mir die erste Erwartung des Staates an die Kirchen zu sein. Man täusche sich nicht: Das heißt nicht, dass der Staat diese Botschaften übernimmt, dass er sie antizipiert, dass er sie einfach akzeptiert, nein, in den staatlichen Organen geht es um Christen und Nichtchristen, religiöse und andere. Der Staat hat da nicht zu bevorzugen. Er hat anzuhören, zu prüfen und zu antworten. Das muss er tun, indem er allen gegenüber gleiche Maßstäbe setzt. ...

Erkennbar bleiben durch die Botschaft, nicht durch das Ritual – das ist deshalb meine erste Antwort.

2. Die zweite Antwort ist: Die Versöhnung, die Gott den Menschen zuspricht, ist nur dann glaubhaft, wenn auch Menschen sich miteinander versöhnen. Es muss nur erkennbar bleiben, dass das eine die Folge des anderen ist. Nicht unsere Gemütslage, nicht unsere

charakterliche Veranlagung, nicht unsere selbst gestiftete Sanftmut, sondern Ausdruck der Versöhnung mit Gott ist die Versöhnung unter Menschen. ...

Die Christen werden danach gefragt, ob ihre Botschaft der Versöhnung Zäune einreißt, Brückenköpfe schafft, Menschen aufnimmt und annimmt, auch Fremde.

Dabei haben wir viel zu lernen; wir haben zum Beispiel zu lernen, dass das Gebot von der Nächstenliebe kein christliches Gebot ist, sondern ein jüdisches. Wir haben zu lernen, dass die Wurzeln auch der christlichen Kirchen im Judentum liegen. Wir haben zu lernen, dass bei allem Profil der Konfessionen der Auftrag der Einheit der Christen nicht erfüllt ist, wir haben zu lernen, dass die Christen eine Minderheit sind in Deutschland und weltweit, wir haben zu lernen, dass es einen Unterschied gibt zwischen Selbstsicherheit und Heilsgewissheit, wir haben zu lernen, dass der Zweifel der Bruder des Glaubens ist, wir haben zu lernen, dass es nicht unsere Frömmigkeit ist, die uns dem Staat erkennbar macht, sondern dass es die Botschaft von der Liebe Gottes ist, die unverzichtbar ist in jedem Staat, für jeden Staat. Diese Botschaft muss man hörbar machen, indem man tut, was man sagt und sagt, was man tut.“

© 125 Jahre Katholisches Bistum vom 7.6.1998, Seite 29 bis 38

Das liebste Bibelwort eines Bürgermeisters: „Suchet der Stadt Bestes!“ hat einen zweiten Teil und damit sind wir – nach diesem etwas längeren, aber notwendigen Vorspann - bei unserer Verantwortung als Christen.

Jeremia 29, Vers 7 (LU17): *Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's euch auch wohl.*

Oder nach der Hoffnung für alle: *Bemüht euch um das Wohl der Stadt, in die ich euch wegführen ließ, und betet für sie. Wenn es ihr gut geht, wird es auch euch gut gehen.*

Das erste, was bei Jeremia auffällt, ist die Tatsache, dass die Stadt, in der die Juden sich damals befanden und um dessen Wohl sie sich bemühen und beten sollten, nicht Jerusalem, sondern Babel war, eine heidnische gottlose und götzendienerische Stadt. „Dass die Glieder des Gottesvolkes für ein heidnisches Land, ja für das Land ihrer Feinde und Unterdrücker Fürbitte tun sollen, dafür gab es keinen Vorgang in der bisherigen Geschichte Israels. Erstmals wird hier von Israel die Fürbitte für ein nicht zu Jahwe gehöriges Volk gefordert (Westermann).“

© Hellmut Lamparter, *Prophet wider Willen*, BAT, Band 20, Calwer Verlag Stuttgart 1982³, Seite 353

So wie Israel damals – allerdings aus anderen Gründen - sind wir als Christen heute noch viel stärker, Bürger zweier Welten, Menschen zweier Wohnsitze. Philipper 3, Vers 20a (HfA): *Wir dagegen haben unsere Heimat im Himmel.* und Hebräer 13, Vers 14: *Denn auf dieser Erde gibt es keine Stadt, in der wir für immer zu Hause sein können. Sehnsüchtig warten wir auf die Stadt, die im Himmel für uns erbaut ist.* und 1. Petrus 2, Vers 11b: *Ihr wisst, dass ihr in dieser Welt Fremde seid; sie ist nicht eure Heimat.*

1. Als Christen sind wir immer Bürger zweier Welten.

Wir sind hier nur auf der Durchreise, sind ein Fremdkörper, sind jetzt schon Bürger der neuen und kommenden Welt Gottes.

Diese Tatsache darf uns aber nicht fälschlicherweise dazu verleiten, unsere Verantwortung für die Stadt, in der wir leben, außer Acht zu lassen. Israel damals dachte auch an eine baldige Heimkehr, zurück und nach Jerusalem. Doch Gott macht seinem Volk durch seinen Boten Jeremia unmissverständlich deutlich, dass es noch siebenzig Jahre bis zur Heimkehr dauern wird. Und bis dahin sollten sie Häuser bauen und darin wohnen, Gärten pflanzen und die Früchte essen, Familien gründen und sich um das Wohl der Stadt, in der sie leben, bemühen und für sie beten.

So sind auch wir hier nicht zu Hause, sondern haben unsere Heimat im Himmel, und dennoch sollen wir – wie Israel damals in Babel – in Iserlohn leben und mitgestalten, Salz und Licht in dieser Stadt sein. Als Christen sind wir nun mal Menschen mit doppelter Staatsbürgerschaft und sollen einerseits ganz im Hier und Heute leben, uns um unsere Stadt und die Gesellschaft bemühen und für sie beten, und dürfen uns andererseits nicht die Wirklichkeit vernebeln lassen, dass wir nur auf Durchreise sind, Bürger einer anderen Welt. Wir sind „Aliens, Außerirdische, Himmlische“ und nur kurze Zeit zu Besuch auf diesem vergehenden Planeten, und bis zur Abreise sollten wir gemäß Martin Luther „Apfelbäume pflanzen“.

Aufgrund unserer doppelten Staatsbürgerschaft leben wir als Christen in der zweifachen Gefahr: uns entweder an die Gesellschaft zu verlieren – wie Zucker im Ozean – oder aber uns als „Subkultur“ aus der Gesellschaft zu verabschieden.

2. Als Christen sind wir zum betenden Mitgestalten aufgerufen.

Suchet der Stadt Bestes! - Bemüht euch um das Wohl der Stadt!

Das heißt aktiven Einsatz. Hier wird von unserer gesellschaftlichen Mitverantwortung gesprochen. Das bedeutet Einsatz und Verantwortung.

Das kann unter Umständen auch Einspruch und Aufstand bedeuten. Wir leben in einer Demokratie und können – anders als Christen in vielen Ländern dieser Welt – die Gesellschaft zumindest ansatzweise mitgestalten und für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung aktiv und nach unseren Möglichkeiten eintreten. Dabei sollten wir, wie Johannes Rau deutlich machte, als Christen erkennbar bleiben.

Neben der gesellschaftlichen Mitverantwortung und der aktiven Mitgestaltung sollen wir Fürbitter der Stadt Iserlohn sein. Wir sollten unseren Bürgermeister Michael Joithe und die Arbeit des Stadtrats betend begleiten.

In Krefeld gab es vor der ersten Sitzung eines neugewählten Stadtrates immer einen Gottesdienst, bei dem ich als damaliger Vorsitzender der ACK 2004 und 2009 mitwirken durfte. Das waren für mich immer ganz besondere - fast - heilige Momente, wo wir als Kirchenvertreter betend und segnend für die Kommunalpolitiker sichtbar und deutlich eintraten.



Als Evangelische Allianz Krefeld hatten wir im Vorfeld der Kommunalwahl 2004 alle vier Kandidaten für das Amt des Oberbürgermeisters zu einem Gesprächsabend im Rahmen eines Stadtgebietes eingeladen. Zwei Abende mit jeweils zwei Kandidaten hatten wir dafür vorgesehen. Das waren für mich jeweils spannende und herausragende Momente bei den Gesprächsrunden.

2009 hatten wir die vier Kandidaten für unseren Gemeindebrief um die Beantwortung der folgenden Fragen gebeten:

1. Welches ist der Hauptgrund, „ausgerechnet SIE“ zu wählen?
2. Was wollen Sie in der Stadt Krefeld positiv verändern?
3. Was wollen / werden Sie für Migranten tun?
4. Was wollen / werden Sie für Familien tun?
5. Was können wir als Christen für Sie tun, bzw. was erwarten Sie von Christen in dieser Stadt?

Spannend war für uns vor allen Dingen, die Antwort auf die letzte Frage.

Der CDU-Mann schrieb: „Ich freue mich darüber, wenn die christlichen Kirchen in einer Arbeitsgemeinschaft zum Wohle unserer Stadt zusammenarbeiten. Ich freue mich darüber, wenn Menschen über Konfessions- und Religionsgrenzen hinweg für unsere Stadt beten und damit ganz im Sinne des Propheten Jeremia handeln.“

Der SPD-Mann antwortete: „Die Basis unseres gemeinsamen Handelns sollte sich an christlichen Grundsätzen orientieren. Dazu zähle ich Freiheit, Toleranz, Frieden und Gerechtigkeit.“

Von der FDP wurde gesagt: „Die FDP erwartet von Christen in unserer Stadt, dass sie wertorientiert die praktische Kommunalpolitik kritisch hinterfragen und auf den Prüfstand stellen.“

Der grüne Kandidat meinte: „Sie können mitgestalten, sich einmischen und zeigen, dass man mit Engagement etwas bewegen und verändern kann.“

Ich habe gelernt, mit den Mandatsträgern auf Augenhöhe zu sprechen und nicht über sie zu reden oder gar zu urteilen. In Sitzungen habe ich manche als nichtssagende Dauerredner erlitten. Im persönlichen Gespräch lernte ich sie als Menschen kennen, die wie ich schwach und unsicher sind.

Die Regierenden unserer Stadt brauchen unser Gebet, und die Menschen dieser Stadt brauchen unser Gebet: die Satten und Selbstzufriedenen, die Armen und von Abschiebung Bedrohten, die Arbeitslosen und Drogenabhängigen, die Lehrer und Schüler, die Polizisten und Feuerwehrleute, die Ärzte und Firmenbesitzer. Die Liste für unsere Fürbitte hat an dieser Stelle kein Ende.

Auch bei unserer gesellschaftlichen Mitverantwortung stehen wir als Christen in der zweifachen Gefahr, uns entweder den tages- und kommunalpolitischen Themen völlig zu verschreiben, dabei

unsere christlichen Konturen zu verlieren und uns in den Wahn zu versteigen, zu allem und zu jedem etwas zu sagen zu haben oder aber uns völlig herauszuhalten und alles vom „Vater Staat“ zu erwarten.

Die Wende in der DDR, die eine Mauer und ein Unrechtsregime zum Einsturz brachten, war der Satz und die tiefe Überzeugung der betenden Friedensdemonstranten „Wir sind das Volk!“

„Als die Menschen mit Kerzen in den Händen und Gebeten auf den Lippen aus der Nikolaikirche in Leipzig 1989 auf die Straßen drängten und eine friedliche Revolution auslösten, veränderten sie damit nicht nur unser Land, sondern beendeten auch den Kalten Krieg. ... Beter haben Verantwortung übernommen. Und sie haben damit Geschichte geschrieben.“

© Henrik Otto und Bernd Kanwischer, Beten – schlicht und ergreifend, SCM Bundesverlag Witten 2019, Seite 69

Die Gesellschaft, der Staat und die Stadt sind doch nicht die anderen, weder die da oben noch die Reichen oder die Chaoten. Als Christen sind wir doch Teil dieser Gesellschaft, dieses Staates und dieser Stadt und gestalten mit durch unseren Einsatz oder unsere Passivität, durch unser Reden oder Schweigen. Laut Jeremia gehört beides zusammen: Suchet der Stadt Bestes **und** betet für sie. Soziales Engagement, Ehrenamt, Politische Mitverantwortung, Gesellschaftlicher Einsatz und aktive Fürbitte sind biblisch verstanden eine Einheit und kein Gegensatz. Wer nur das eine tut, sich „**nur**“ für das Wohl der Stadt einsetzt, ohne zu beten oder „**nur**“ betet, ohne sich die Hände schmutzig zu machen, hat den biblischen Grundsatz von Jeremia nicht verstanden.

Sicherlich kann sich nicht jeder von uns aktiv für diese Stadt engagieren, aber jeder von uns kann betend für diese Stadt eintreten. Nur so können wir gemeinsam unsere Verantwortung als Christen in dieser Stadt wahrnehmen.

3. Als Christen sind wir zum Salz und Licht der Stadt berufen.

Uns ist eine Botschaft anvertraut worden, wie Johannes Rau uns eindrücklich ins Stammbuch schreibt, eine einmalige Botschaft, die unters Volk muss, die in die Gesellschaft, die ins Rathaus gehört und auf die Polizeistationen: die Botschaft von der Versöhnung und der Liebe Gottes, die Botschaft, dass es für Gott keine hoffnungslosen Fälle gibt, dass für Gott keine Schuld zu groß ist, um Vergebung zu erfahren und dass ein Neuanfang bei Christus jederzeit immer möglich ist.

Diese Botschaft muss hörbar gemacht werden. Und zugleich will sie von uns gelebt werden. Die Glaubwürdigkeit unserer Botschaft von der Versöhnung Gottes in Jesus Christus steht und fällt mit unserer Versöhnungsbereitschaft als Christen untereinander.

2007 wurde von der EKD die Schrift „Gott in der Stadt“ – damals noch unter Bischof Wolfgang Huber – veröffentlicht. Darin geht es um den Auftrag und den Handlungsspielraum für Evangelische Kirchen in einer Stadt. Abschließend heißt es in dieser Studie: „Wo von Gott berufene Menschen aufhören, vor Gott zu fliehen und sie der Stadt Bestes suchen, wie es in der

Novelle des Jonabuches erzählt wird, werden sie die überraschende Gegenwart Gottes in dieser Welt erleben.

... Nicht den Stadtskeptikern und Unheilspropheten ist es aufgetragen, die Zukunft der Stadt vorherzusagen. Denn, das lehrt die Jona-Erzählung: Es gibt auch die Gottesüberraschung. Das ist die große barmherzige Geste Gottes, die auf die Wirklichkeit antwortet, sei sie auch noch so bedrohlich, sündhaft oder aussichtslos. Und sie antwortet nicht mit Zerstörung und Vernichtung, sondern heilend.

Aus dieser Geste speist sich die Hoffnung für eine Zukunft unserer Städte.

Diese Hoffnung hilft, der städtischen Wirklichkeit standzuhalten und ermöglicht eine gelassene und überzeugende Gestaltungs- und Verantwortungsbereitschaft für Stadt und Kirche.“

letzter Zugriff 11.08.2022: [EKD Texte 93.qxd](#)

© EKD Text 93, Gott in der Stadt, Kirchenamt der EKD, Hannover 2007, Seite 70

Oder wie Johannes Rau sagte: „Erkennbar bei der Botschaft bleiben, als Kirche erkennbar bleiben, das scheint mir die erste Erwartung des Staates an die Kirchen zu sein.“ Amen.